

Die Last des jüngst Vergangenen (I)

Das Ende des Zweiten Weltkriegs in der österreichischen Literatur

HELMUT RIZY

Das ist der schönste Sommer meines Lebens, und wenn ich hundert Jahre alt werde – das wird der schönste Frühling und Sommer bleiben“, schrieb im Juni 1945 die damals 18-jährige Ingeborg Bachmann in ihr Tagebuch, das sie während des Kriegs begonnen hatte. „Vom Frieden merkt man nicht viel, sagen alle, aber für mich ist Frieden, Frieden! Die Leute sind alle so entsetzlich dumm, haben sie denn erwartet, dass nach einer solchen Katastrophe das Schlaraffenland von einem Tag zum andern ausbricht! [...] Ich werde studieren, arbeiten, schreiben! Ich lebe ja, ich lebe. O Gott, frei sein und leben, auch ohne Schuhe, ohne Butterbrot, ohne Strümpfe, ohne, ach was, es ist eine herrliche Zeit!“¹

Als die Kärntnerin dies schrieb, gab es auch im offiziellen Sprachgebrauch wieder eine österreichische Literatur. Darüber waren allerdings nicht alle österreichischen DichterInnen und SchriftstellerInnen so glücklich wie Bachmann, denn eine nicht unbeträchtliche Zahl von ihnen hatte sich in der nunmehr der Vergangenheit angehörenden Reichsschrifttumskammer gut beheimatet gefühlt. Hingegen sollten sie im wiedererstehenden österreichischen PEN keine neue Heimat finden. Denn das war eine Voraussetzung für dessen Wiedererstehen: All jene, die 1933 aus Protest gegen die beim PEN-Kongress in Dubrovnik gefasste Resolution, in der die Bücherverbrennung in Deutschland verurteilt wurde, ausgetreten waren, durften demnach in den neuen österreichischen PEN nicht wieder aufgenommen werden.

Einige von ihnen hatten damals ja „nur“ den erfolgreichen Verkauf ihrer Bücher in Nazi-Deutschland nicht gefährden wollen: Etwa Felix Salten – Autor von „Bambi“ und „Josefine Mutzenbacher“, damals Präsident des österreichischen PEN. 1938 wurden seine Bücher dennoch in Deutschland verboten. Oder der Verleger Paul Zsolnay, der sich rasch von seinen dem Nazi-Regime unliebsamen Autoren trennte, dessen Verlag dennoch nach dem „Anschluss“ „arisiert“ wurde. Am 19. Juni 1933 schrieb Franz Theodor Csokor an Ferdinand Bruckner im Zusammenhang mit der Resolution von Dubrovnik: „Man muß sich eben ent-

scheiden: Gutes Geschäft – oder gutes Gewissen? Ich bin für das zweite – auf jede Gefahr hin, selbst auf die einer Emigration, falls der braune Zauber auch bei uns einmal Fuß fassen sollte!“²

Propagandisten des „Anschlusses“

Die große Mehrzahl der AutorInnen, die 1933 aus Protest den österreichischen PEN verlassen hatten, waren zu jener Zeit jedoch bereits Mitglieder (etwa die Hälfte) oder Sympathisanten der NSDAP gewesen. Sie gründeten 1936 den *Bund deutscher Schriftsteller Österreichs*, eine illegale Tarnorganisation, von der der „Anschluss“ an Nazideutschland propagiert wurde. Dieser wurde dann 1938 im vom Bund herausgegebenen „Bekennnisbuch österreichischer Schriftsteller“ auch freudig begrüßt. Danach ist der Bund nahtlos in der Reichsschrifttumskammer aufgegangen.

Präsident des *Bunds deutscher Schriftsteller* war Max Mell, prominente Mitglieder Richard Billinger, Bruno Brehm, Mirko Jelusich, Franz Karl Ginzkey, Paula Grogger, Franz Nabl, Josef Friedrich Perkonig, Friedrich Schreyvogel, Karl Springenschmid, Franz Spunda, Franz Tumler, Karl Heinrich Waggerl und Josef Weinheber. Dass sie nach 1945 der PEN nicht mehr wollte, wurde allerdings für viele durch Ehrungen des offiziellen Österreich kompensiert: Den Großen österreichischen Staatspreis für Literatur erhielten etwa Mell (1954), Nabl (1956) und Ginzkey (1957), das Bundesverdienstkreuz am Bande Billinger (1962), das Österreichische Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst Waggerl (1967). Ginzkey und Schreyvogel sind in Ehrengräbern auf dem Wiener Zentralfriedhof bestattet. Nach Nabl und Tumler wurden Literaturpreise benannt. Dazu wurden einige mit Denkmälern geehrt, und in manchen Städten und Orten tragen Straßen auch weiterhin deren Namen.

Nicht zum obengenannten Kreis gehörte Gertrud Fussenegger, die 21-jährig 1933 der NSDAP beitrug und sich nach 1945 sehr spät und nur halbherzig von ihrer Nazi-Vergangenheit distanzierte. Sie wurde 2002 sogar mit dem Großen Goldenen Ehrenzeichen mit dem Stern für

Verdienste um die Republik Österreich ausgezeichnet. Dass man sie 1984 bis 1985 in die Jury beim Ingeborg-Bachmann-Preis berief, ist als Beleidigung der namensgebenden Autorin zu werten.

Einer der Genannten wollte hingegen das Ende des Dritten Reichs gar nicht erleben. Josef Weinheber, NSDAP-Mitglied seit 1931, verübte am 8. April 1945, als die Befreiung Wiens durch die Rote Armee schon begonnen hatte, Selbstmord mittels einer Überdosis Morphium. Einen Monat später schrieb Theodor Kramer im englischen Exil sein an den toten Weinheber gerichtetes Gedicht

Requiem für einen Faschisten

*Du warst in allem einer ihrer Besten,
erschrocken fühl ich heut mich dir
verwandt;
du schwelgest gerne bei den gleichen
Festen
und zogst wie ich oft wochenlang durchs
Land.
Es füllte dich wie mich der gleiche Ekel
vor dem Geklüngel ohne innern Drang,
vor jedem Wortgeklitzel und Gehäkel;
nichts galt dir als der schöne Über-
schwang.*

*So zog es dich zu ihnen, die marschierten;
wer weiß da, wann du auf dem Marsch
ins Nichts
gewahr der Zeichen wurdest, die sie
zierten?*

*Du liegst gefällt am Tage des Gerichts.
Ich hätte dich mit eigner Hand erschlagen;
doch unser keiner hatte die Geduld,
in deiner Sprache dir den Weg zu sagen:
dein Tod ist unsre, ist auch meine Schuld.*

*Ich setz für dich zu Abend diese Zeilen,
da schrill die Grille ihre Beine reibt,
wie du es liebtest, und der Seim im geilen
Faulbaum im Kreis die schwarzen Käfer
treibt.*

*Daß wir des Tods und Ursprungs nicht
vergessen,
wann jeder Brot hat und zum Brot auch
Wein,
vom Überschwang zu singen wie besessen,
soll um dich, Bruder, meine Klage sein.³*

Damit jedoch nachträglich niemand auf die Idee käme, Josef Weinheber wäre



Theodor Kramer (1897–1958)

vielleicht gar kein so überzeugter Nazi gewesen, erschien 1950 ein Buch mit dem Titel „Bekanntnis zu Josef Weinheber. Erinnerungen seiner Freunde“. Es waren 44, unter ihnen Franz Karl Ginzkey, Mirko Jelusich, Heinz Kindermann, E. G. Kolbenheyer, Karl Heinrich Waggerl, Bruno Brehm, Will Vesper, denen daran gelegen war, jeden Zweifel auszuräumen.

Es wäre also realitätsfern gewesen, von den genannten AutorInnen in ihrer literarischen Tätigkeit nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs etwas Wesentliches zur Aufarbeitung der jüngsten Geschichte zu erwarten. Von jenen jedoch, die sich in den folgenden Jahren eingehend mit Krieg und Faschismus auseinandersetzen werden, sind viele noch nicht wieder in Österreich – am ehesten noch jene Frauen, die nicht unmittelbarer Verfolgung ausgesetzt waren. Manche der Autoren kehrten erst jüngst von der Front zurück, andere verharren noch, unentschieden, ob und wann sie zurückkehren sollten, in der Emigration; oder waren in Gefangenschaft.

Für einige der AutorInnen war es ein Bedürfnis, sogleich Erfahrungen, Erlebtes und Erlittenes zu Papier zu bringen, andere brauchten wiederum längere Zeit, um sich in ihrer literarischen Arbeit an dieses heranzuwagen. In der Lyrik und in der Kurzprosa war das spontane Daraufgehen mitunter leichter als im Roman. Erich Fried, der noch viele Jahre gar nicht daran dachte, aus London, seiner zweiten Heimat, nach Wien zurückzukehren, schrieb 1946 das Gedicht

Nach dem Zweiten Weltkrieg

*Als sie gesiegt hatten
fanden sie Länder voll Leichen
und die Schutthaufen rauchten*

*und waren noch jung
Doch in der Mitte thronte
mit all ihren Zeichen
herrlich die Schuld
fettgeworden im Prunk*

*Und sie segnete sie
da wurden auch Sieger zu Erben
am Weinen der Kinder
am sinnlos vergossenen Blut
Und sie suchen Schätze
und lassen die Hungernden sterben
und sie erwerben
die Schuld als ihr höchstes Gut⁴*

Die größere Hoffnung

Wie dringend es für manche war, das jüngst Erlebte literarisch aufzuarbeiten, zeigt sich besonders deutlich bei Ilse Aichinger. Am 1. September 1945 veröffentlichte der vier Tage zuvor erstmals erschienene *Wiener Kurier*, die Zeitung der US-Besatzungsmacht, einen Text der 24-jährigen angehenden Autorin mit dem Titel „Das vierte Tor“. Es geht in diesem um den jüdischen Sektor am Wiener Zentralfriedhof, in dem Kinder spielen, die keine Angst vor den Toten, aber Angst vor den Lebenden haben müssen, wobei hier schon manches aus ihrem Roman „Die größere Hoffnung“ anklingt, der dann 1948 im Bermann-Fischer Verlag, Amsterdam erscheint.

Aichinger erzählt darin von Ellen, einem etwa 15-jährigen Mädchen, das neben zwei richtigen zwei „falsche“ Großeltern hat, den Nürnberger Gesetzen zufolge wie die Autorin selbst also „Halbarierin“ ist, und ihren Freunden, die den gelben Stern tragen müssen; sie erzählt von deren steter Bedrohung, ihren Ängsten und Hoffnungen, nicht realistisch-konkret, sondern in poetischen, mitunter märchenhaften Bildern. Das Surreale verdeutlicht allerdings auf besondere Weise das Reale, um das es der Autorin geht, wobei auch Autobiographisches einfließt.

Aichinger lebte mit ihrer jüdischen Mutter, der Vater hatte sich „rechtzeitig“ scheiden lassen, in Wien. Ihre Zwillingsschwester konnte mit einem Kindertransport nach England gebracht werden, der Kriegausbruch verhinderte dann aber die Emigration der restlichen Familie. Während des Kriegs wurde Ilse Aichinger dienstverpflichtet und sie schaffte es, ihre Mutter in dem ihr zugewiesenen Zimmer – direkt gegenüber dem Gestapo-Hauptquartier am Wiener Morzinplatz – zu verstecken. Nach Kriegsende begann sie ein Medizinstudium, das sie aber schon 1947 abbrach, um „Die größere Hoffnung“ zu schreiben.

Diese „größere“ Hoffnung ist die, die aus der Enttäuschung erwächst, dass sich die große Hoffnung, der Verfolgung durch die Nazis entkommen zu können, nicht erfüllt. Da ist etwa die Vorstellung der Kinder, sie könnten durch eine hervorragende Tat Anerkennung finden: *Wir warten auf das fremde Kind, wir retten es vor dem Ertrinken und wir tragen es aufs Rathaus. Brav von euch! wird der Bürgermeister sagen. Vergesst eure Großeltern. Von morgen ab dürft ihr wieder auf allen Bänken sitzen, von morgen ab dürft ihr wieder Ringelspiel fahren.⁵*

Es gibt auch kein Entkommen über die Grenze:

Hatten sie nicht schon ihr letztes Geld ausgegeben, um sich Perronkarten zu kaufen, sooft ein Kindertransport in ein fremdes Land gegangen war, und hatten sie nicht ihr letztes Lächeln ausgegeben, um ihren glücklicheren Freunden noch mehr Glück und alles Gute für die Reise zu wünschen? [...]

War es nicht schon zu spät? Längst ging kein Kindertransport mehr. Die Grenzen waren gesperrt. Es war Krieg.

„Wohin sollen wir gehen?“

„Welches von allen Ländern nimmt uns noch auf?“

Nicht der Süden und nicht der Norden, nicht der Osten und nicht der Westen, nicht die Vergangenheit und nicht die Zukunft.⁶

Und auch kein gedankliches Entkommen: *„Wollten wir nicht das Deutsche verlernen?“*

„Aber es dauert zu lang!“

„Wollten wir nicht mit den Schultern zucken, wenn man uns beschimpft, und es nicht mehr verstehen?“

„Heute ist schon die zwölfte Stunde.

Und wir haben noch kein einziges Wort verlernt.“⁷

„Die größere Hoffnung“ blieb der einzige Roman in Ilse Aichingers Œuvre. Ihr literarisches Schaffen ist gekennzeichnet durch eine zunehmende Verknappung, die allerdings auch im Roman mitunter hervortritt, etwa wenn es da heißt:

„Bin ich ein Fremder, weil mein Haar schwarz und gekraust ist, oder seid ihr Fremde, weil eure Hände kalt und hart sind? Wer ist fremder, ihr oder ich? Der haßt, ist fremder, als der gehaßt wird, und die Fremdesten sind, die sich am meisten zu Hause fühlen!“⁸

Wien, Neuer Markt – Wachau

Das Faktische – etwa exakte Ortsangabe oder genauer Zeitpunkt – gewann in der Literatur der ersten Nachkriegsjahre

eine neue, besondere Bedeutung. So stellt Johannes Mario Simmel seinem ersten Roman „Mich wundert, daß ich so fröhlich bin“ (1949 im Zsolnay-Verlag veröffentlicht) eine Erklärung voran, wonach am 21. März 1945 kurz vor Mittag US-Kampfflugzeuge einen Angriff auf Wien geflogen hätten, wobei ein Haus auf dem Neuen Markt, nahe der Plankengasse, so schwer getroffen worden sei, dass es einstürzte, wodurch der Zugang zum Keller, in dem sieben Personen Schutz gesucht hatten, verschüttet wurde. So wird das Umfeld geschaffen, in dem die entscheidenden Figuren sich auseinandersetzen und bis zu ihrer Rettung handeln.

Arnolt Bronnen gab seinem Drama „Die Kette Kolin“ (erstmalig 1950 als unverkäufliches Bühnenmanuskript vom Desch-Verlag vervielfältigt) den Untertitel „Eine wahre Begebenheit in der Wachau“ und stellt seinerseits eine Erklärung – „Für wen und gegen wen?“ – voran, worin er feststellt, er habe im April 1945 den Beginn der Geschichte selbst erlebt und im Oktober 1945 von zwei ehemaligen KZ-Insassen in einem kleinen Haus am Linzer Pöstlingberg das Ende erfahren.

Bei Simmel sind die handelnden Personen ein älteres Fräulein, das im Haus darüber gewohnt hat, ein Pfarrer, der seinen Glauben an Gott verloren hat („Gottes Mühlen mahlen langsam. Warum mahlen sie nicht schneller, wenn damit einigen Millionen Menschen das Leben gerettet werden könnte?“⁹), eine junge Schauspielerin, eine Schwangere mit kleiner Tochter, sowie der Deserteur Robert Faber und der für die NS-Rüstungsindustrie forschende Chemiker und überzeugte Nazi Walter Schröder. Zwischen letzteren entwickelt der Autor in erster Linie die Diskussion um den Krieg, wenn er Schröder sagen lässt:

„Warten Sie sechs Monate und Sie werden sehen, wie die Erde vor Schrecken bebt [...]“

„Warum wollen Sie die Erde zerstören?“ fragte Faber abwesend.

„Um den Krieg zu gewinnen.“

„Und wenn wir den Krieg gewonnen haben?“¹⁰

Faber hat alle anderen auf seiner Seite, auch als es darum geht, Schröders gefährlichen Plan zu verhindern, der mittels der Explosion von Benzin-Kanistern zum Keller des benachbarten Hauses durchbrechen will. Und Faber ist letztlich gezwungen, Schröder zu erschießen. In der Diskussion, die sich danach entwickelt, ob er nun ein Mörder sei, lässt der Autor Robert Faber – Simmel ver-

wendete den Namen selbst als Pseudonym – sagen: „[...] außerdem muß man kein Gewehr tragen, um ein Mörder zu werden. Man muß nicht dabei sein, wenn man jemanden umbringt. Nur fünfundzwanzig Millionen sind dabei gewesen von den sechzig Millionen. Der Rest blieb zuhause. Er tat gar nichts. Er mordete mit seinem Schweigen.“¹¹

Auch für Bronnens Stück „Die Kette Kolin“ war ein Luftangriff der Auslöser. Vier Widerstandskämpfer nützen die Gelegenheit zur Flucht aus dem Konzentrationslager Gneixendorf. Der Lagerkommandant, SS-Hauptsturmführer Greyll, ein Menschenschinder, hat sich ebenfalls schon abgesetzt und ist auf der von Flüchtlingen jeder Art verstopften Straße durch die Wachau in einem von einem Taubstummen gelenkten Autobus auf dem Weg in den Westen. Die vier Widerstandskämpfer haben sich einzeln aufgemacht, ihn, der immer im Dunkeln geblieben ist, zu verfolgen und für seine Untaten zur Rechenschaft zu ziehen.

Nach und nach kommen alle im Autobus zusammen und der KZ-Kommandant ist durch seine Äußerungen für sie unschwer zu erkennen, gibt sich auch zu erkennen, da er einen Keil zwischen die vier treiben will, die ihrerseits Fehler begangen haben, die zum Auffliegen ihrer Gruppe geführt hatten. Dazu kommen auch noch Greylls Frau und dessen beide Kinder, die ihm bescheinigen, er sei immer ein fürsorglicher Familienvater gewesen – und doch selbst für seine Taten nicht verantwortlich zu machen.

FRAU: Man hat ihm befohlen, was

immer er tat,

Und was immer er tat, hätte sonst ein anderer getan,

Und es wäre nur ein Opfer mehr gewesen, – Nämlich er.

PARZER: Ist das so einfach?

Trägt denn der Mensch keine Verantwortung für seine Taten?

FRAU: Nicht für befohlene Taten.

TRNKA: Vor der großen Verantwortung wiegt der Befehl nichts und das eigene Gewissen alles.

FRAU: Der Soldat hat das Gewissen seines Vorgesetzten.¹²

Drei der Widerstandskämpfer sind dafür, Greyll sogleich hinzurichten. Die Vierte erhebt Einwände

RICKI: Und eben darum fühle ich ein Gesetz: daß wir besser sein müssen. Daß wir größer sein müssen. Daß wir weiter sein müssen. Warum fragt ihr mich? Weil ihr es selber fühlt. Es gibt Verbrechen und Vergeltung. Verbrechen und Vergeltung. Aus jeder Vergeltung wächst



Arnolt Bronnen (1895–1959)

ein neues Verbrechen. So wird das Gute nie gut, und das Böse immer böser. Man muß erst die Vergeltung tilgen, ehe man die Verbrechen tilgen kann.¹³

Doch dann bemächtigt sich Greylls Sohn einer der Pistolen, verwundet Trnka und lässt sie umdenken.

RICKI: Ich werd an die Versöhnung glauben.

Aber Versöhnung, wenn das Gute so schwach ist –?

Aber Versöhnung, wenn das Böse so stark ist –?

TRNKA: Auch die Versöhnung müssen wir erst erkämpfen.¹⁴

In der vorliegenden Ausgabe wird als Datum der Uraufführung der 8. März 1981 genannt. Allerdings wurde das Stück schon 1952 in Linz durch die von Alfred Stögmüller geleitete Theatertruppe der Volkshochschule Der Scheinwerfer, der neben anderen Walter Schmidinger und Kurt Klinger angehörten, aufgeführt. Sie führte im selben Jahr auch ein Stück Karl Wiesingers und Arnolt Bronnens 1948 entstandenes „Lustspiel“ „Die jüngste Nacht“ auf, in der dieser die letzten Stunden der NS-Herrschaft im Salzkammergut komisch-grotesk dramatisierte.

In der Vorbemerkung zu diesem Stück stellt Bronnen unter dem Titel „Wenn Sie mir unter die Tasten Blicken ...“ fest: „Überhaupt bedeutet die Bühne eine Zeit für sich: sie ist absoluter Raum und absolute Zeit. So ist die Regie-Bemerkung, das Stück spiele in der Nacht vom 7. zum 8. Mai 1945, weiter nichts als eine Kostümanweisung. Wie sonst wäre es Theater, wenn es nicht an jedem Orte und an jedem Tage spielte?“¹⁵



Robert Neumann (1897–1975)

Der Sofien-Dom in Wien

Robert Neumann, damals „Acting President“ des Österreichischen Exil-PEN in London, reagierte auf das Ende des Kriegs mit einem Romanprojekt, in dem er unter dem Titel „Vienna the Danube Babylon“ die Zeit von Karl Lueger bis zum Austrofaschismus thematisieren wollte. Er arbeitete vom März bis zum August 1945 an dem Roman, entschied sich aber im September 1945, einen Roman zu schreiben, der nicht nur die Trostlosigkeit der zerbombten Städte, sondern auch den moralischen Verfall, den der Krieg hinterlassen hatte, zum Thema haben sollte. Neumann benötigte lediglich drei Monate, um den Roman „Children of Vienna“ zu schreiben, der im darauffolgenden Jahr in London erschien, mit dem Hinweis, er sei an die Frauen und Männer der Siegermächte gerichtet und um der Kinder Europas willen geschrieben.

Neumann lässt darin halbwüchsige Waisenkinder im Keller eines von Bomben zerstörten Hauses an der Demarkationslinie zwischen den Besatzungszonen zusammenleben – den vom KZ traumatisierten Jid, die noch immer in der BDM-Ideologie und im BDM-Jargon verhaftete Ate, den kleinen Dieb Goy, die sich gelegentlich prostituierende Ewa, den Sohn des früheren Hausbesitzers Curls und das nicht lebensfähige Kindl. Sie haben in der Welt der Erwachsenen keinen Platz, nutzloser als der Schutt, den man zumindest zum Teil verwerten kann. Und Neumann konfrontiert diese ausgegrenzte Gemeinschaft mit

Vertretern der sowjetischen und der US-amerikanischen Besatzungsmacht.

Da ist der schwarze Reverend aus Louisiana, der sich um die Kinder annimmt, sie in die Schweiz bringen will, und dafür sogar lügt und Unterschriften fälscht, allerdings scheitert, da ihm ein weißer Pfarrerskollege in die Quere kommt. Der bietet Jid immerhin an, er könnte für die US-Besatzungsmacht spionieren.

„Ein paar Informationen, das ist alles was unser Nachrichtenoffizier vielleicht von Ihnen will von Zeit zu Zeit. Unsere tapferen russischen Alliierten erfahren davon garantiert nichts. Die Spione von unseren Alliierten sitzen bei uns in jedem Amt. Es ist unsere heilige Pflicht, daß wir uns verteidigen. Das ist ihre Chance, junger Mann, daß sie sich moralisch rehabilitieren. Sie beweisen ihre Dankbarkeit für ihre Befreiung, indem sie uns regelmäßige Informationen –!“¹⁶

Und der sowjetische Leutnant ein wenig später: „Könnt ihr uns denn nicht verstehen? Mörder unter euch, deshalb haben wir euch besiegt, aber wir hassen euch nicht wir lieben euch. Nur, Liebe muß sein mit Gerechtigkeit. Und Gerechtigkeit – vielleicht zu schwer für euch zu verstehen, Bürger – Gerechtigkeit ist Gedächtnis. Wir dürfen nicht vergessen, unter euch waren die Mörder. Und wir dürfen nicht vergessen, daß einen Steinwurf von hier – eine, wie soll ich sagen? – eine demütigende Verkettung, daß gewisse Leute heute unsere Alliierten sind. Wir müssen euch und uns vor ihnen schützen. Daß wir um eure Seelen ringen, gegen ihre Propaganda, das ist aus heiligem Selbsterhaltungstrieb! Vielleicht würde es sogar unsere sozialistische Pflicht sein –.“¹⁷

Lion Feuchtwanger erinnerte Robert Neumanns Roman „an Swift oder häufiger an Grimmelhäuser. Ich bin sicher, daß es unter den Büchern unserer Zeit eines der wenigen ist, von denen man noch nach uns sprechen wird.“ So schrieb er am 18. Dezember 1946 an den Autor.¹⁸

Eine von Neumanns damaliger Ehefrau Franziska „Rolly“ Becker besorgte deutsche Übersetzung des Romans unter dem Titel „Kinder von Wien“ erschien 1948 beim Amsterdamer Querido-Verlag. In Österreich wurde das Buch gar nicht gut aufgenommen. In der *Arbeiter-Zeitung* vom 10. April 1948 meinte der Rezensent: „Wir können es keinem Dichter gestatten, für irgendeine grausige Märchen- und Fabelstadt just den Namen Wien zu wählen.“¹⁹ Ab Mitte der 1960er Jahre arbeitete Neumann schließlich an einer Neuübersetzung des Romans, die dann 1974 unter dem Titel

„Die Kinder von Wien“ erschien. Im Vorwort schreibt der Autor:

„Ich weiß, ich weiß. Schwer, daß man es eindeutlich. Aber wie ich es damals auf englisch schrieb, damals vor dreißig Jahren – war es da wirklich englisch? Es war nicht. So haben diese Besprisorni eben gesprochen, diese übriggebliebenen Kinder, trotzdem immer lebendig aus allen Lagern, HJ-Schulungslager, und DP-Durchgangslager und Werwolf-ausbildungslager und KZs, zueinander gefunden, weil sie allein waren, zusammen ist es wärmer. Sie haben deutsch gesprochen, gemischt mit Jiddisch, gemischt mit American Slang und Popolski und Russian Slang, damals, dort, in dem Keller in Wien. Es kann aber auch ein anderer Keller gewesen sein überall, damals Anno fünf und vierzig, jenseits von dem Meridian der Verzweiflung.“²⁰

Die Fabel blieb erhalten, verschwunden sind einzelne topographische Bezeichnungen wie Döbling oder Rotenturmstraße. Die Stadt hat nun einen Sofien-Dom und auf dem „Schwarzplatz“ steht ein Monument „Der Rote Befreiungssoldat mit sechzehn Säulen. Haben die Russen hingebaut.“²¹

Prag

Städtenamen verbinden sich leicht mit Assoziationen, können aber auch gravierende Erlebnisse in Erinnerung rufen. So schrieb die Journalistin, Historikerin und Dichterin Eva Priester zum Ende des Kriegs das Gedicht

Epilog 1945

*Es kam der Tag, da Tote wiederkehren,
es schlug durch heißen, wetterschweren Mai
der frohe Blitz. Aus Glocken und Gewehren
erdöhnt der letzte Tanz. Und Prag ist frei!*

*Am dunklen Kai erwachen die Laternen,
am Berg erblühen Stimmen und Gesang,
weit fließt die Moldau unter freien Sternen,
hell strahlt dein Licht, o Prag. Nimm
meinen Dank!*

*Denn Jahr um Jahr durch Sturm und
langes Schweigen
Hat deine Stimme uns der Wind gebracht,
es sangen deine Rebellantengeigen
die neuen Worte durch die Winternacht.*

*Du warst das Volk, ein Lied vor Postenketten,
ein Lachen, das durch Eis und Feuer fliegt,
du warst der Geigenton auf Folterbetten,
das nackte Herz, das Stahl und Tod besiegt.*

*Und durch den warmen Schatten deiner
Bäume*

*ging jene Straße, die ich heimwärts fand,
im Spiegel deiner Tränen, deiner Träume
sah ich zum erstenmal mein eignes Land.*

*Du Himmelreich aus Mut und bunten
Bändern,
du Wiesenduft, der über Gräber zieht,
gesegnet seiest du vor allen Ländern.
Hell strahlt dein Licht. Leb wohl! Hier
schließt mein Lied.²²*

Die 1910 in Petersburg geborene spätere *Volksstimme*-Redakteurin war schon kurz nach der Machtübernahme der Nazis unter dem „Verdacht der Vorbereitung des Hochverrats“ in Berlin verhaftet worden. Vom März bis Dezember 1933 saß sie im Gefängnis. 1935 gelang ihr dann die Flucht nach Prag. Hier trat sie in Kontakt mit der österreichischen Exilgruppe, trat der KPÖ bei, bevor sie schließlich 1939 nach Großbritannien emigrieren konnte, wo sie für die Exilzeitschrift *Zeitspiegel* tätig war.

Eine ganz andere Bedeutung als für Eva Priester hatte Prag für Gerhard Fritsch, der in der Nähe der Stadt in Gefangenschaft geriet. So findet diese sich dann in einem 1949 veröffentlichten Gedicht.

8.5.1945

*Der achte Mai ...
Jedes Jahr hat einen achten Mai.
Einen Tag wie die anderen Tage im Mai,
einen Tag, an dem der Flieder blüht und
die Kastanien.*

*Die weiß und rosa Kerzen der Kastanien,
sie standen damals über uns wie heute,
damals, als die Sturmgeschütze mit den
Balkenkreuzen
noch immer in die Prager Altstadt
schossen –*

*und wir wußten: es ist nicht mehr Krieg.
Bei jedem Schuß, da fielen weiß und rosa
Blüten*

*aus den aufgeschreckten Kronen der
Kastanien –*

*und wir wußten: es ist nicht mehr Krieg.
Die Blüten rieselten auf Sandsack-
barrikaden,
drüben knickte krachend eine Hauswand*

ein –
*und wir wußten: es ist nicht mehr Krieg.
Handgranaten, Zigaretten, öl-
verschmierte Finger,*

*Schnaps und Marmelade, Brände, Staub
und Tote –*

*und wir wußten: es ist nicht mehr Krieg.
Sonne, Blüten und Benzin. Und Schuß
um Schuß
in die Innenstadt von Prag.*

*Doch dann
– wir horchten plötzlich auf –
auf einmal war es totenstill.
Und einer kam und sagte:
Geht nach Hause.
Nach Hause? Mann, du bist verrückt!
Kennst du keine Mausefalle?
Doch es rührte sich nichts mehr.
Die Kronen der Kastanien wurden still.
Alles schwieg und wartete.*

*Und dann stiegen sie aus den Sturm-
geschützen,
dann kamen sie aus den Häusern hinter
der Kirche,
dann liefen sie über den Platz, dann
liefen auch wir...*

*Glas, Ziegel, Panzerfäuste und ein
Hitlerbild,
ein verschwitzter General, Konserven-
büchsen und ein Toter,
ein Puppenwagen, Milchflaschen,
Leichen und Karotten,
Barrikaden, Panzerwracks, ein grinsen-
der Gehenker,
Drähte, Kraut, ein brennendes Palais,
ein Ledermantel – laß, laß liegen,
laß, wirf weg...*

*Endlich über der Moldau!
Abend, Flieder und Kastanien.
Vor und hinter uns ein Meer,
ein schmutziggraues, blaues Meer
von deutschen Uniformen.*

*Auf den Gehsteigen und in allen
Fenstern
der Vorstadthäuser (Häuser wie daheim)
unter den wehenden Fahnen der Freiheit
die anderen, die Menschen von Prag,
auf die wir vorhin noch geschossen hatten.
Sie sahen uns an und ließen uns vorbei.
Alle Straßen ihrer Stadt spieen uns aus
in die langsam sinkende Nacht.*

*Wir gingen schweigend
und wir wußten: es ist nicht mehr Krieg.
An der Straße leuchteten die Kerzen,
die weiß und rosa Kerzen der Kastanien.
Hinter uns loderte der Ratshausturm
der letzten Stadt, die wir
verwüstet hatten.²³*

Die Erlebnisse des Kriegs und das Unvermögen, das Erlebte aufzuarbeiten, blieben das Hauptthema von Gerhard Fritschs vergleichsweise kurzem Schaffen, das mit seinem Selbstmord am 22. März 1969, wenige Tage vor seinem 46. Geburtstag, ein Ende fand. Heißt es doch in seinem Gedicht „Einem Soldaten“ aus dem Dezember 1945: „[...] du aber wirst ruhelos bleiben, / weil du aus



Eva Priester (1910–1982)

der Zerstörung des Krieges / nicht heimfinden kannst.²⁴

Anmerkungen:

1/ Ingeborg Bachmann: Kriegstagebuch. Berlin 2010, S. 23.

2/ Franz R. Reiter (Hg.): F. Th. Csokor: Auch heute noch nicht im Land. Briefe und Gedichte aus dem Exil. Wien 1993, S. 24.

3/ Theodor Kramer: Gesammelte Gedichte, Bd. 1. Wien 1984, S. 399.

4/ Erich Fried: Gesammelte Werke. Gedichte, Bd. 1. Berlin 1993, S. 77.

5/ Ilse Aichinger: Die größere Hoffnung. Frankfurt/M. 1991, S. 41.

6/ Ebd., S. 59.

7/ Ebd., S. 89.

8/ Ebd., S. 76.

9/ Johannes Mario Simmel: Mich wundert, daß ich so fröhlich bin. Wien 1949, S. 26.

10/ Ebd., S. 135.

11/ Ebd., S. 210f.

12/ Arnolt Bronnen: Werke, Bd. 5. Klagenfurt 1989, S. 100.

13/ Ebd., S. 106.

14/ Ebd., S. 115.

15/ Ebd., S. 121.

16/ Robert Neumann: Die Kinder von Wien. Frankfurt/M. 2008, S. 183.

17/ Ebd., S. 189f.

18/ Franz Stadler (Hg.): Robert Neumann. Mit eigener Feder. Aufsätze, Briefe, Nachlassmaterialien. Innsbruck, Wien, Bozen 2013, S. 48.

19/ Ebd., S. 49.

20/ Ebd., S. 5.

21/ Ebd., S. 137.

22/ Eva Priester: Aus Krieg und Nachkrieg. Wien 1946, S. 23.

23/ Gerhard Fritsch: 8.5.1945, in: *Österreichisches Tagebuch*, Nr. 6/1949.

24/ Zit. nach Susanne Zobl: Zu Leben und Werk von Gerhard Fritsch, in: *Der literarische Zaunkönig*, Klosterneuburg, Nr. 1/2004.